

universitären Selbstverwaltung sowie die Einschränkung des wissenschaftlichen Austausches mit dem Ausland.

Die einzelnen Beiträge beschreiben das eingangs vorgestellte Paradox und liefern mehrheitlich einen wertvollen Überblick über die jeweilige Hochschulentwicklung. Am anregendsten aber erscheinen die Beiträge von David-Fox und Stifter, die sich auf einen engen zeitlichen Rahmen beschränken und so ein lebendigeres Bild von den Spannungsverhältnissen zwischen Hochschulen und Staatsapparat zeichnen können. Ein einheitlicher Typus von Universitäten – dies zeigen alle Beiträge – läßt sich aber weder in Rechts- noch in Linksdiktaturen nachweisen.

Marburg/Lahn

Christoph Schröder

* Diese Rezension erschien auch in: *sehpunkte* (www.sehpunkte.de).

Volksgeschichten im Europa der Zwischenkriegszeit. Hrsg. von Manfred Hettling. Vandenhoeck & Ruprecht. Göttingen 2003. 372 S. (€ 28,90.)

Seit Willi Oberkrome zu Beginn der 1990er Jahre seine Untersuchungen über die deutsche ‚Volksgeschichte‘ vorgelegt hat, bewegt die historiographiegeschichtliche Forschung die Frage, ob und in welcher Hinsicht die nach dem Ersten Weltkrieg als neues geschichtswissenschaftliches Paradigma hervorgetretene Volksgeschichte ungeachtet ihrer politisch regressiven, völkisch-nationalkonservativen Ausrichtung methodisch, inhaltlich und institutionell innovativ gewesen ist und ob sie gar als ein methodologischer Vorläufer der bundesrepublikanischen Struktur- bzw. Sozialgeschichtsschreibung angesehen werden kann. Weniger Aufmerksamkeit hat dagegen die nicht minder spannende Frage gefunden, ob und wenn ja in welcher Weise die deutsche Volksgeschichte im Kontext der europäischen Historiographien des ‚kurzen‘ 20. Jh.s ein singuläres Phänomen dargestellt hat. Der vorliegende Sammelband bietet erstmals Antworten auf diese Frage, indem er neben einem zusammenfassend-einführenden Beitrag (Manfred Hettling: Volk und Volksgeschichten in Europa), einem theoretisch-rechtsgeschichtlichen Essay (Jörg Fisch: Das Volk im ‚Völkerrecht‘) und einer ausblickenden, zur modernen Sozialgeschichte überleitenden werkorientierten Fallstudie (Reinhard Blänkner: Nach der Volksgeschichte. Otto Bruners Konzept einer ‚europäischen Sozialgeschichte‘) am Beispiel von elf europäischen Ländern untersucht, was im jeweiligen Fall als ‚Volksgeschichte‘ betrachtet werden kann. Teilweise deutlich über den im Titel definierten Beobachtungszeitraum – die Zwischenkriegszeit – hinausgreifend, werden der deutschen Volksgeschichte (Willi Oberkrome in einem, seine bisherigen Arbeiten zusammenfassenden Überblick) neben den italienischen (Christian Jansen), französischen (Lutz Raphael – mit ausdrücklicher Betonung der Nichtentsprechung von französischer und deutscher Siedlungs- und Agrarforschung), schwedischen (Bo Stråth) und serbischen (Holm Sundhussen) Pendants insbesondere auch die für diese Zeitschrift einschlägigen ostmitteleuropäischen Zugänge zur Seite gestellt. Moshe Zimmermann diskutiert ‚Volk und Land – Volksgeschichte im deutschen Zionismus‘, Anna Veronika Wendland fragt nach der ‚Volksgeschichte im Baltikum? Historiographien zwischen nationaler Mobilisierung und wissenschaftlicher Innovation in Estland, Lettland und Litauen (1919-1939)‘, Jan M. Piskorski schreibt über ‚Volksgeschichte à la polonaise. Vom Polonozentrismus im Rahmen der sogenannten Westforschung‘, und Peter Haslinger erörtert schließlich ‚Nationalgeschichte und volksgeschichtliches Denken in der tschechischen Geschichtswissenschaft 1918-1938‘. In allen Fällen werden dabei nicht nur klar und überzeugend die spezifischen ‚volksgeschichtlichen‘ oder volksgeschichtsnahen historiographischen Ansätze herausgearbeitet, sondern diese auch in die politischen, sozialen sowie mentalen Bedingungen und Zusammenhänge der jeweiligen Nationalgesellschaften eingebettet, aus denen heraus sie entstanden sind. Auf diese Weise kann der Sammelband einen breiten, ausgesprochen instruktiven

Vergleich bieten, der erstmals sowohl das Gemeinsame erkennen läßt, das die Anziehungskraft von ‚Volksgeschichte‘ in vielen Ländern Europas und insbesondere Ostmitteleuropas ausgemacht hat, als auch das Besondere vermittelt, das die völkische Geschichtsschreibung in Deutschland von den entsprechenden Ausprägungen andernorts unterschieden hat. Daß dieser Differenz in manchen Beiträgen etwas zu einseitig-überspitzt ein durchgängiger rassenideologischer Grundzug der deutschen Volksgeschichte zugrundegelegt wird, der in dieser Ausschließlichkeit wohl nicht bestanden hat, tut dem Gesamtergebnis, wie es Manfred Hettling auf den Punkt bringt, keinen Abbruch: „Nicht in der Volksgeschichte an sich liegt eine deutsche Besonderheit, sondern in der spezifischen Art und Weise ihrer inhaltlichen Ausrichtung und politischen Relevanz“ (S. 25).

Marburg/Lahn

Eduard Mühle

Kooperation und Verbrechen. Formen der „Kollaboration“ im östlichen Europa 1939-1945. (Beiträge zur Geschichte des Nationalsozialismus, Bd. 19.) Hrsg. von Christoph Dieckmann, Babette Quinkert und Tatjana Tönsmeier. Wallstein Verlag, Göttingen 2003. 319 S. (€ 20,-)

Im Editorial ihres Themenheftes diskutieren die Hrsg. den Bedeutungsgehalt des Begriffes „Kollaboration“: Die vorliegende Aufsatzsammlung zeigt dessen Bandbreite für den Zweiten Weltkrieg anhand unterschiedlicher geographischer und nationaler Kontexte auf. Das Kompendium bietet einen Querschnitt durch die aktuelle Okkupationsforschung, welche die Suche nach einheimischen Tätern zunehmend um die Frage nach den Handlungslogiken sowie nach dem diffusen und wissenschaftlich nur schwer zu fassenden Bereich der „weichen“ oder Alltagskollaboration erweitert. Die Hrsg. plädieren folgerichtig für den Gebrauch der Begriffe „Zusammenarbeit“ und „Kooperation“, der Band füllt diese auf mehr als 200 Seiten mit Inhalt.

Die präsentierten Beispiele umfassen Studien von Tim Cole zum mit dem Deutschen Reich verbündeten Ungarn, von Mariana Hausleitner zur rumänischen „Ethnokratie“ oder von Tatjana Tönsmeier zur Slowakei, außerdem Beiträge von Frank Golczewski zur Ukraine und schließlich von Tanja Pentter zum Donbass, wo sich die schlimmste Form deutscher Herrschaft in Europa überhaupt manifestierte. So unterschiedlich wie die Rahmenbedingungen für eine Zusammenarbeit zwischen deutschen Besatzern und Einheimischen sind denn auch die geschilderten Motivationslagen, die von nationalen Erwartungen und Zwangsverpflichtung (eindrucksvoll von Golczewski am Beispiel der ukrainischen SS-Division „Galizien“ beschrieben) und handfesten materiellen Gründen (Katrin Reichelt zur lettischen Beteiligung an der Enteignung der lettischen Juden) über wirtschaftliche Erwartungen und die Hoffnung auf Technologietransfer (Slowakei) bis hin zu Rachewünschen gegenüber mit der Sowjetunion assoziierten Eliten, indigenem Antisemitismus oder dem Stereotyp vom „jüdischen Bolschewismus“ reichten (Vertreibung und Ermordung der Juden in Bessarbien und der Nordbukowina). Besonders überzeugend scheint mir der Beitrag von Pentter zu sein: Dieser beschreibt ein Geflecht von Voraussetzungen, das selbst auf sowjetischem „Kerngebiet“ das Funktionieren kriegswichtiger Industrieanlagen ermöglichte. P. schildert neben materiellen Zwängen, in denen sich die Belegschaften befanden, auch länger zurückliegende Prägungen und Vorerfahrungen, welche für die Zusammenarbeit mit der Besatzungsmacht disponierten: Die Okkupation behandelt sie vor dem Hintergrund der Repression der dreißiger Jahre, der Ausschaltung „bürgerlicher Spezialisten“ und der sich verändernden gesellschaftlichen Stellung der sowjetischen Ingenieure.

Einen zwiespältigen Eindruck hinterläßt die Lektüre des Beitrags von Klaus-Peter Friedrich über „Zusammenarbeit und Mittäterschaft in Polen“, und dies trotz des wichtigen Anliegens, mit den verschiedenen Formen deutsch-polnischer Zusammenarbeit ein Desiderat der als Nationalgeschichte betriebenen polnischen Weltkriegsforschung aufzu-